

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 31 (1955-1956)
Heft: 1

Artikel: Es gibt keine Elite : der "Schweizer Spiegel" und die Demokratie
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072247>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ES GIBT KEINE ELITE

Der «Schweizer Spiegel» und die Demokratie

Von Adolf Guggenbühl

Letzte Woche traf ich in einer Kunstausstellung einen Bekannten, den ich eigentlich nicht schlecht mag, mit dem ich aber immer nach einigen Minuten Streit bekomme. Er ist sehr wohlhabend, hat vielseitige geistige Interessen, eine prachtvolle Bibliothek, einige gute Matisse, Klee und Bracque. Außerdem sammelt er Peintres naïfs und Negerplastiken.

«Waren Sie auch in Unspunnen?» fragte ich ihn.

Er lachte belustigt. «An diesem Jodler-, Schwing- und Trachtenrummel? Nein, dazu ist meine Zeit wirklich zu wertvoll. Die Folklore am Tore liegt außerhalb meiner Interessensphäre. Aber Sie als „Schweizer-Spiegel“-Herausgeber mußten natürlich dabei sein!»

Darauf berichtete er mir von einigen prähistorischen sardinischen Bronzefiguren, die er gekauft hatte.

Ohne mich

Der Mann ist typisch. Ein großer Teil jener Schichten, die man die Gebildeten nennt, stehen den Äußerungen unserer Volkskultur, wenn nicht mit Verachtung, so doch mit Gleichgültigkeit gegenüber. Es waren zwar an dem schönen Trachten- und Alphirtenfest in Unspunnen über 30 000 Personen; aber die Vertreter des künstlerischen und geistigen Lebens waren spärlich vertreten.

Die Ablehnung dieses wichtigen Teiles unserer schweizerischen Kultur durch die Schwergebildeten hat Folgen. Dadurch, daß die tänzerischen Äußerungen unserer Volkskultur so wenig Unterstützung von jenen Leuten erfahren, die Interesse und Begabung für Tanz und Musik haben, bleiben diese Manifestationen

nicht selten im Unkünstlerischen stecken. Unspunnen, wo natürlich überdurchschnittliche Darbietungen gezeigt wurden, war in dieser Beziehung nicht typisch.

Das Jodeln ist zwar bei den sogenannten breiten Schichten sehr populär; aber nur wenige ernsthafte Musiker nehmen sich dieses einzigartigen Ausdruckes unserer Eigenart an. Was unsere Jodelchörli darbieten, ist deshalb oft sentimental und verkitscht.

Mit dem Laienspiel ist es bekanntlich nicht viel anders. Es wird in allen Dörfern viel und mit viel Begeisterung Theater gespielt, sehr oft aber schlechtes Theater; denn die Interessen der theaterbegabten Schweizer — und auch die Subventionen des Staates — sind fast ausschließlich den städtischen Berufsbühnen zugewandt.

Auch die guten Künstler und Kunstgewerber machen, wo es um Heimatkunst geht, nur selten mit. Ausnahmen bestätigen die Regel und zeigen zugleich, was erreicht werden kann, wenn die schöpferischen Kräfte nicht abseits stehen. Eine solche Ausnahme war der kürzlich verstorbene Heinrich Danioth, ein ausgezeichnete und durchaus moderner Maler, der mit vollem Einsatz die Volkskultur von Uri förderte, auch selbst Theaterstücke schrieb, sie inszenierte und die Kostüme der Mitwirkenden entwarf.

Ein besonders großartiges Beispiel dafür, was möglich ist, wenn die führenden Talente bei einem alten Volksbrauch mitmachen, ist die Basler Fastnacht, bei der es bekanntlich die besten Maler und Bildhauer nicht unter ihrer Würde finden, Masken und Laternen zu gestalten. Aber das sind, wie gesagt, Ausnahmen.

Horch, was kommt von draußen rein

Wie erklärt sich diese merkwürdige Erscheinung? Ich glaube auf eine ganz einfache Art. Sie ist ein Ergebnis der größten Gefahr, welche unser kleines Land seit jeher bedrohte, der Überfremdung. Die Geringerschätzung der Volkskultur wurde vom Ausland übernommen.

Man vergegenwärtigt sich bei uns immer noch viel zu wenig, daß die Staaten, die unsere unmittelbaren Nachbarn bilden — im Gegensatz etwa zu Dänemark oder den USA —, auch heute noch keine Demokratien in unserm Sinne sind. Wohl besitzen sie alle seit langem das allgemeine Wahlrecht — sogar für die Frauen —, aber in ihrer ganzen Geisteshaltung und ihrem soziologischen Aufbau sind sie immer noch weitgehend Träger einer feudalistischen Kultur.

Frankreich, Deutschland, Österreich und Italien — und natürlich auch England — waren früher ausgesprochene Klassenstaaten. Nun kann man in der Geschichte immer wieder feststellen, daß jene Schicht, welche die Herrschaft besitzt, versucht, diese ideologisch zu untermauern. Das einfachste Mittel liegt darin, daß man sich selbst erhöht, die Beherrschten aber herabsetzt. Wenn die Herrscher in Europa auch nie so weit gingen, wie jene des Altertums, die sich anmaßten, von Göttern abstammen, so behaupteten sie doch, aus anderm Holz geschnitzt zu sein als ihre Untertanen. In Griechenland nannten sich zum Beispiel die Aristokraten selbst unverfälscht «die Schönen und Guten».

Ist es nicht bezeichnend, daß das französische «vilain» und das deutsche «Tölpel» ursprünglich nichts anderes bedeuteten als Dorfbewohner? Ist es nicht charakteristisch, daß in der deutschen Sprache das Wort «schlicht» die Bedeutung von «schlecht» annahm und das Wort «gemein» bald nicht mehr die Bedeutung von «gemeinsam» hatte, sondern von minderwertig?

Das Schweizerdeutsche hat diese letzte Entwicklung nicht mitgemacht. Gemeinwerk ist bei uns immer noch gemeinsames Werk. Es ist überhaupt charakteristisch für alle schweizerdeutschen Dialekte, daß ihnen die meisten Ausdrücke, welche ganze Klassen degradieren, fehlen, wie ganz allgemein unsere Muttersprache einen familiären und demokratischen Charakter beibehalten hat. Das ist, nebenbei

bemerkt, ein Hauptgrund, warum die Förderung des Dialektes gewissen Kreisen unsympathisch ist und warum wir im «Schweizer Spiegel» so leidenschaftlich für sie eintreten.

Die in unserm Sprachgebrauch zum Glück unbekannten Worte «Bauerntrötel» und «Bauernlackel» waren in der deutschen Witzblattliteratur, vor allem in den «Fliegenden Blättern» unseligen Angedenkens noch bis zum Ersten Weltkrieg gang und gäbe. Scheinbar gutartigere Skribenten brauchten das Wort «Bauer» immer nur im Zusammenhang mit «wacker», was natürlich ebenfalls einer Herabsetzung gleich kommt.

Auch bei uns liest man sehr oft den aus Deutschland importierten Ausdruck, ein «einfacher Arbeiter». Darin kommt die ebenso überhebliche wie dumme Ansicht zum Ausdruck, das Seelenleben von Menschen mit kleinem Einkommen sei primitiver als das der besser verdienenden Klassen.

Auch in unsern Schulbüchern kann man von der «armen, aber ehrlichen Familie» lesen. Wieso «aber»?

Das «Volk» gilt deshalb in allen Ländern mit Feudalkultur als mehr oder weniger minderwertig, die Volkssprache als unfein.

Wo diese Geisteshaltung herrscht, ist auch die politische Demokratie immer gefährdet; denn es ist wenig einleuchtend, daß Menschen, die man grundsätzlich für minderwertig hält, als Gleichberechtigte die Geschicke des Landes mitbestimmen sollen.

Die politische Demokratie ist gegenwärtig bei uns so stark verwurzelt, daß sie kaum in Gefahr ist. Man muß sich aber doch immer vor Augen halten, daß auch sie eine gesellschaftliche Demokratie zur Voraussetzung hat. Während des Nationalsozialismus hat sich deutlich gezeigt, daß die snobistischen Kreise für undemokratische Ideen besonders anfällig waren. Das ist sicher kein Zufall.

Eliten, aber keine Elite

Nun braucht es in einem Feudalstaat aber immer mindestens zwei Gruppen: eine, die herrscht, und eine, die sich beherrschen läßt. Der Wunsch, andere Menschen zu beherrschen, liegt tief eingewurzelt in der Menschenseele. Fast ebenso stark, wenn auch weniger deutlich sichtbar, ist aber das Bedürfnis, beherrscht zu werden. Der Beherrschte muß zwar viele Nachteile in Kauf nehmen; aber es

SPRACH- MUSTER

aus dem Niederdorf

(*Zentrum des populären
zürcherischen Nachtlebens*)

Nicht zur Nachahmung empfohlen

Schöne Frau: Häsch die *Wunderstute* det äne gseh?

Arbeiten: Wo *schwingsch de Bickel?* [wo *wörksch* du jetzt].

Auto: Was häsch für dä *Heuwänder* müese *legge?* (bezahlen).

Krawatte: *Verchiisch* (verkauft) mer din *Fisch?* Meh weder e *Tramfilzulus* (25 Rappen) isch er nie wert.

Unbeholfen spielen: De FCZ hät dänn geschter wider eine *angelismet.*

Etwas anstellen: Was häsch wider *gmischlet?*

Ländlerkapelle: Det ghörsch dänn e *3000-Meter-Band.*

Serviertochter: Rüef der *Trinkgäldsiüle*, de John wott dänn zahle.

Velo: Häsch dä *Bodesurri* (kleiner Mann) uf em *Trog* gseh?

Bei der Polizei falsch aussagen: *Das Beerli* (dumme Person) hät dänn aber en *schöne Zinnguß duregää.*

Sich wie einer vom Land aufführen: Häsch ja *Hoseträger* aa!

Motorrad: Eso ne *Büchli* (*Kessi*) würd ii nüd emal *strotze* (stehlen).

Polizist: Geschter hät mich uf dsmal en *Moosbaum* a de *Rinde* (Kleid) zupft.

(Fortsetzung folgt)

wird ihm eine große Annehmlichkeit geboten: die Verantwortung wird ihm abgenommen. Es ist schön, zu den Herrschern, aber gemütlich, zu den Beherrschten zu zählen.

Nur wenn man dieses Doppelverhältnis berücksichtigt, kann man sich erklären, wieso die Feudalpsychologie, ursprünglich von den oberen Klassen zu ihrer Rechtfertigung erfunden, mit der Zeit auch von den Unterdrückten akzeptiert wurde.

Für die Sklavenmentalität, welche dem Herrschenden sogar eine andere Moral zubilligt — eben die Herrenmoral —, gibt es ja unzählige Beispiele. In einem großen Teil der Geschichtsanekdoten von Alexander bis zu Friedrich dem Großen und Napoleon — und neuerdings Königin Elisabeth — findet diese Gesinnung ihren Ausdruck.

So ist es verständlich, daß in der Geschichte der Völker die Demokratie die Ausnahme und nicht die Regel bildet. Die Demokratie ist immer gefährdet durch Kriege, weil dann die Befehlsgewalt wenigen übertragen werden muß, und sie ist immer gefährdet durch lange Friedenszeiten, weil dann die Gelegenheit günstig ist, daß eine bestimmte Schicht ihre Vorrechte ausbaut und festigt. Das geschah bekanntlich in unserm Land im 17. und 18. Jahrhundert. Auch eine konsolidierte Demokratie wie die unsrige darf deshalb nie auf ihren Lorbeeren ausruhen. Ewige Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit. Die geistige Landesverteidigung darf so wenig erlahmen wie die militärische.

Es ist deshalb gefährlich, wenn auch bei uns, wiederum von draußen importiert, mit dem Begriff der Elite um sich geschlagen wird.

In Wirklichkeit gibt es selbstverständlich keine Elite. Es gibt wohl Eliten, aber in jedem Beruf und in jeder Schicht. Der Bestand der Kultur beruht sogar weitgehend darauf, daß diese Eliten anerkannt werden. Das ist auch eine viel zu wenig beachtete Voraussetzung für das ans Wunderbare grenzende Funktionieren unserer Abstimmungsdemokratie. Nur deshalb ist es unserm Volke möglich, immer wieder eine politische Urteilskraft an den Tag zu legen, die fast unglaublich ist, weil die öffentliche Meinungsbildung bei uns so vor sich geht, daß man in jeder Schicht, in jedem Berufskreis, an jedem Stammtisch die Autorität der Maßgebenden anerkennt, eben dieser Eliten, die sich überall finden.

In allen Schichten sind die Menschen un-

gleich. Überall gibt es Gescheitere und Dummere, Anständigere und Unanständigere, Sensiblere und weniger Sensible, Geistige und weniger Geistige. Was es aber nicht gibt, ist eine Elite, die zusammenfällt mit einer sozialen Schicht.

Auch die englische Aristokratie war keine Elite, so wenig wie die regimentsfähigen Familien der schweizerischen Städte im 18. Jahrhundert. Sie hatten die Macht; aber Macht allein macht noch nicht tugendhaft, wenn man auch sagen muß, daß die Gnädigen Herren in der alten Eidgenossenschaft diese Macht nur mit Maß mißbrauchten.

Auch die reichen Leute bilden keine Elite. Sie sind nicht besser oder wertvoller als die armen. Sie sind allerdings auch nicht, wie das etwa in der Klassenkampfliteratur behauptet wird, schlechter. Es gibt keine Unter- und Obermenschen.

Das alles ist nicht neu. Das haben vor allem in unserm Lande schon unzählige gesagt, am deutlichsten vielleicht Pestalozzi. «Eines Knechtes Größe ist auch Menschengröße.»

Im übrigen kann man dem schweizerischen Bürgertum wirklich nicht den Vorwurf machen, es sei undemokratisch. Es erfreut mich immer wieder, zu sehen, wie außerordentlich bescheiden nicht nur unsere maßgebenden Politiker sind, sondern auch die meisten unserer Leiter von Banken und Versicherungen und von großen Industrien. Gerade diese Schichten sind viel schweizerischer, das heißt viel demokratischer als ihre Großväter am Ende des letzten Jahrhunderts. Sie sind auch viel demokratischer als die entsprechenden Leute in den Nachbarländern.

Es zeugt übrigens für die demokratische Gesinnung des schweizerischen Bürgertums, daß eine so unsnobistische Zeitung wie der «Schweizer Spiegel» gerade in diesen Kreisen besonders verbreitet ist. Die meisten unserer Abonnenten gehören zu jenen Schichten, welche die Marktforscher als Kaufkraftklasse II und I bezeichnen, also zu den Leuten mit mittlerem und hohem Einkommen.

Der Kult des Unverständlichen

Eine Gruppe aber, die zu Bedenken Anlaß gibt, sind unsere Intellektuellen. Viele von ihnen sind überfremdet und deshalb snobistisch.

In jeder Feudalgesellschaft ist selbstverständlich auch das Bildungsideal aristokra-

tisch. Man betrachtet Bildung als ein Privileg der herrschenden Schicht. Wenn man die Einführung des Lesens und Schreibens nicht mehr verbieten kann, so versucht man wenigstens der Bildung möglichst exklusiven Charakter zu geben. Es ist nun interessant, daß viele Träger der Bildung in Europa dieses exklusive Ideal bis zum heutigen Tag verteidigen.

Wieso viele schweizerische Intellektuelle in besonderem Maße einen aristokratischen, d. h. importierten Bildungsbegriff haben, erklärt sich vielleicht aus der im 19. Jahrhundert sehr starken Überfremdung des schweizerischen Geisteslebens, des Theaters, der Universitäten usw. Heute wissen die Betreffenden natürlich nicht mehr, wo ihr snobistischer Bildungsbegriff herkommt.

Auch wenn der Intellektuelle oder der Literat kaufkraftmäßig meist zum Mittelstand, oft sogar zum untern Mittelstand gehören, so legt diese zahlenmäßig kleine, aber außerordentlich wichtige Schicht doch Wert darauf, sich vom gemeinen Volk möglichst abzusondern.

Das erreichen sie u. a. dadurch, daß sie sich einer Spezialsprache bedienen, die jemand, der nicht an einer philosophischen Fakultät studiert oder nicht in diesem Milieu verkehrt hat, nur mit Mühe versteht. Sie wollen nicht für das Volk schreiben, sondern für die Auserwählten. Für diese Leute gibt es keine größere Beleidigung, als wenn man ihnen sagt, sie schrieben allgemein verständlich.

Anstatt Mittler zu sein zwischen den Gütern des Geistes und ihren Mitbürgern, sehen sie ihre Hauptaufgabe darin, Eindringlinge fernzuhalten. So wie die Pharisäer sich zwischen Gott und die Menschen stellten, machen es auf ihrem Gebiet diese Kunstkritiker, Philosophen, Literaten. Ich denke dabei nicht an Atomphysiker oder Vulkanologen; denn selbstverständlich gibt es viele Fachgebiete, die sich nicht popularisieren lassen. Die Kunst, die Religion und die Dichtung aber sind allen Menschen zugänglich, die den guten Willen haben.

Homer dichtete für das Volk und nicht für Gelehrte. Gewisse Philologen aber versuchten, ihn mit Beschlag zu belegen.

Gotthelf wurde vom Volk gelesen und geschätzt, bevor sich die Literaturwissenschaft seiner annahm.

Selbst die Gedichte Rilkes sind jedem verständlich, der Freude an Gedichten hat. Gewisse snobistische Kreise treiben aber mit der

Person dieses Dichters einen so widerwärtigen Kult, daß dadurch der Zugang zum Dichter nicht erleichtert, sondern erschwert wurde, was wahrscheinlich die Absicht war.

Um nicht zugestehen zu müssen, daß man in allen Kreisen echte Bildung findet, wird der Bildungsbegriff absichtlich sinnlos eng gefaßt. Wenn man ihn nicht geradezu mit Wissen gleichsetzt, so beschränkt man ihn doch auf die Vertrautheit mit gewissen literarischen oder künstlerischen Spitzenleistungen. Ganze Gebiete der Kultur, wie etwa das der religiösen und politischen Kultur, werden einfach ignoriert. Daß zum Beispiel die Wohnstubenkultur eine ebenso wichtige Angelegenheit ist wie die Pflege von künstlerischen Spitzenleistungen, wollen diese Leute trotz Pestalozzi immer noch nicht einsehen.

Infolge dieser snobistischen Haltung verachten sie nicht nur die Äußerungen des Brauchtums und der Volkskunst — soweit diese nicht bereits musealen Charakter tragen — sondern sie stehen auch den meisten Äußerungen der Kultur im heutigen Alltagsleben verständnislos und abweisend gegenüber. Das macht unsern Bildungsbetrieb so ungefreut und unfruchtbar.

Auch als Museumsdirektoren und Bibliothekare sehen diese Art Geistesarbeiter ihre Hauptaufgabe darin, unbefugte Besucher fernzuhalten, ähnlich gewissen Portiers eines Luxushotels. Sie erschweren durch bürokratische Formalitäten das Ausleihen der Bücher. Sie setzen die Öffnungszeiten so fest, daß der Bürger in seiner Freizeit kaum Gelegenheit hat, die Bibliothek oder das Museum zu besuchen. Sie weigern sich, die Museumsgegenstände interessant aufzustellen und richtig anzuschreiben.

Auch diese Geistesaristokraten brauchen mit Vorliebe das Wort Elite. Was sie darunter verstehen, ist aber noch weniger klar. Sicher ist nur, daß der Begriff so aufgefaßt wird, daß sie selber darin eingeschlossen sind.

Selbstverständlich wäre es ein Unsinn, behaupten zu wollen, alle diese Höhenmenschen seien grundsätzlich schlechte Demokraten. Sie sind durch Umstände und Schulung in etwas hineingeraten, das ihnen eigentlich gar nicht entspricht. Es ist ihnen auch gar nicht wohl in ihrem Elfenbeinturm. Sie ahnen, daß diese Isolierung zur Sterilität führt; aber sie bringen es nicht fertig, sich daraus zu befreien.

Übrigens ist auch in dieser Beziehung eine deutliche Wendung zum Bessern festzustellen.

Immer zahlreicher werden jene Geistesarbeiter, die Verbindung mit dem Volksganzen suchen, und jene Museumsdirektoren, denen es Freude bereitet, ihre Schätze der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Unser Ziel

Der «Schweizer Spiegel», der das Einstehen für die echte Demokratie als sein wichtigstes Anliegen betrachtet, hat sich deshalb von jeher bemüht, den gefährlichen Bildungsnobismus in jeder Form zu bekämpfen. Diese Geisteshaltung hat uns von der ersten Nummer an Freunde und Gegner geschaffen.

Wir möchten nun nicht behaupten, jeder, dem der «Schweizer Spiegel» nicht gefällt, habe einen falschen Bildungsbegriff. Sicher ist aber, daß Leute mit dem beschriebenen aristokratischen oder pseudoaristokratischen Bildungsbegriff unsere Art nicht nur nicht schätzen, sondern daß sie ihnen in der Seele zuwider ist. Es geht ihnen richtig auf die Nerven, daß wir versuchen, so zu schreiben, daß uns jedermann versteht. Sie empfinden unsern Ton als hemdärmelig, unkultiviert und unfein.

Zu unsern Gegnern gehören aber nicht nur jene Geistesarbeiter, die sich selbst einer Geheimsprache bedienen, sondern auch jene, welche diese Sprache nicht schreiben und auch nicht verstehen, aber gerade deshalb sich durch sie beeindrucken lassen. Es ist mit der Verbildung so weit gekommen, daß viele wackere Schweizer Bürger nur das schätzen, was ihnen so dargeboten wird, daß es ihnen nicht mehr zugänglich ist. Einen Vortrag, dem sie folgen können, betrachten sie als oberflächliche Plauderei. Kommen sie aber nicht recht daraus, so erscheint er ihnen tiefschürfend, und es erfaßt sie ein hehrer Schauer.

Demokratischer Lebensstil

Der «Schweizer Spiegel» bekämpft den Snobismus nicht nur auf dem Gebiete des Geisteslebens, sondern auf dem weitem Gebiet der Umgangsformen, der Haushaltsführung, kurz des Lebensstils. Wir sind zum Beispiel Gegner der Abschreckungs-Architektur, wie sie früher in den Eingangshallen unserer Palace Hotels Orgien feierte. Wir treten für Hotelbauten ein, wo sich jeder Besucher sofort zu Hause fühlt, die nicht die Imitation eines Feudalschlusses sind, wo in Uniformen gesteckte

Angestellte die Rolle von Lakaien spielen müssen.

Wir treten für Umgangsformen ein, deren Hauptzweck nicht darin besteht, schwierige Regeln aufzustellen, um sich gegen unten abzugrenzen, sondern welche die Grundlage für ein heiteres eidgenössisches Zusammenleben bilden.

Wir sind aber durchaus nicht für Formlosigkeit. Man kann im Gegenteil nicht genug darauf hinweisen, daß auch eine demokratische Lebensführung Stil und Haltung braucht. Ihre Formen aber müssen andere sein als in einem Feudalstaat.

Leider sind nun die meisten Formen, handle es sich um Umgangssitten oder Wohnungseinrichtungen, aristokratisch geprägt. Man merkt ihnen ihren höfischen Ursprung deutlich an.

Es gilt deshalb, entweder diese höfischen Formen zu assimilieren und dadurch zu demokratisieren, oder aber, so weit das nicht möglich ist, etwas entsprechend Neues zu schaffen.

Unglücklicherweise fällt in unserm Lande der ästhetische Verfall zusammen mit dem Untergang des Ancien Régime. Das ist ein reiner Zufall; denn zwischen diesen beiden Erscheinungen besteht kein ursächlicher Zusammenhang. Eine demokratische Kultur kann genau so ästhetisch gestaltet sein, wie eine aristokratische.

Nun war aber bedauerlicherweise die letzte

farbenfreudige Epoche, überhaupt die letzte Epoche mit einer richtigen Ausdruckskultur das 18. Jahrhundert, also eine undemokratische Periode. Begreiflicherweise dienen uns die Formen des 18. Jahrhunderts immer noch weitgehend als Leitbilder, nicht weil sie aristokratisch, sondern weil sie ästhetisch waren. So ergibt sich die merkwürdige Situation, daß an fast allen unsern Festumzügen, die ja wirklich nichts Exklusives haben, sondern Ausdruck demokratischer Gemeinschaft sind, die Kinder gut demokratischer Schweizer Bürger mit Vorliebe als Rokokodämchen und kleine Junker hergerichtet werden.

Es ist schwierig, sein eigenes Lebenswerk objektiv zu beurteilen. Ich glaube aber doch, daß es nicht unbescheiden ist, wenn wir behaupten, der «Schweizer Spiegel» erfülle eine Mission, und wenn er nicht existierte, so müßte er neu gegründet werden. Aber selbstverständlich sind wir nur Glieder einer Kette. Es gab, seit die Eidgenossenschaft besteht, zahllose andere, welche in andern Formen ähnliche Ziele verfolgten; und auch heute besitzen wir Kampfgefährten. Wir machen auf unsere Art das gleiche, was ein Ernst Laur auf seine Art und Kollege Böckli vom «Nebelspalter» wiederum auf seine Art macht. Wir versuchen, aus unsern Mitbürgern Eidgenossen zu machen.

Schweizerische Anekdote

Führe uns nicht in Versuchung

Ich hatte dem Präsidenten der literarischen Vereinigung in einem kleinen Industrieort geschrieben und meinen Filmvortrag «Argentinien, wie es wirklich ist» für eine Abendveranstaltung empfohlen. In der Vorstandssitzung wurde mein Brief vorgelesen, und bei der Besprechung erhob einer der Anwesenden die folgenden Einwände: «Vor drei Jahren haben wir einen Lichtbildervortrag über die Südsee-Inseln veranstaltet, und dann ist uns der Gemeindegassier mit der Kasse durchgebrannt. Vor zwei Jahren hörten wir einen Vortrag über Australien, dann hat



der «Kronen»-Wirt seine Familie im Stich gelassen und ist mit der Serviertochter nach Australien ausgewandert. Es ist nun genug Unglück geschehen, und ich glaube, es ist nicht angebracht, einen Vortrag über Südamerika zu veranstalten.» Nachher hat mir ein Vorstandsmitglied diese Episode erzählt. Da mein Vortrag trotzdem stattfinden konnte, will ich nur hoffen, daß er in dem Ort keine weitere Katastrophe veranlaßt hat.

A. W., Buenos Aires